dame, ich helfe!“ Und das war gut, denn das brave Steinchen aus Schwall hatte viel Mühe, sich zurechtzufinden.

Steinchen war am Spätnachmittag von Ammis Hochzeit eingetroffen. Auf einem Leiterwagen kam sie angefahren. Das Pferd hatte einen Strauß mit bunten Papierbändern am Kopf, Burschen und Mädchen umringten den Wagen und sangen, und wenn ihnen jemand begegnete, hielten sie still und boten aus einem Steinkrug ein Gläslein Branntwein an, stampften vor Lust und Uebermut mit den Füßen und schrien: Ju-ju-juhh! daß ihnen die Kehlen heiser wurden.

Steinchen saß auf ihrer Kiste. Die war groß und mit roten, blauen und gelben Farben bemalt und hatte vorn ein blutrot gemaltes Herz, in das mitten hinein der Schlüssel gesteckt wurde. Um das Herz herum stand in zierlichem Bogen: Christine Becker.

Die Mädchen halfen Steinchen vom Wagen klettern, u. die Burschen spuckten in die Hände und trugen die Kiste ins Haus. Hier schüttelten ihr alle zum Abschied die Hand, so lang und kräftig, als ob sie künftig Berg und Meer trennen sollten, schrien vor der Türe noch einmal: Ju-ju-juhh! und nun war ihre Kameradin Pernies Steinchen und zählte nicht mehr zu den Schwaller Mädchen.

Es dauerte lange, bis Steinchen kochen und Stärkewäsche bügeln konnte und alles so machte, wie Mutter Nanni es haben wollte, aber Mutter Nanni behauptete immer: sie ist so gut, wie das Wasser tief ist. Und es muß wohl so gewesen sein, denn niemand weinte mehr und heftiger als Steinchen, wenn wieder eins vom Mutter Nannis Kindern mit einem bescheidenen Reisebündel auf der Schwelle stand, um hinauszuziehen in die Welt.

Mußten denn Mutter Nannis Kinder auch hinaus in die Fremde?

O ja: es kam ein Tag, da waren sieben von den acht des Gottessegens nach allen Himmelsgegenden zerstreut, und Traudes schlief unter Schneeglöckchen, Veilchen und Rosen auf dem Friedhof in Leiningen. Aber ehe sie zum lieben Gott gegangen war, hatte sie Mutter Nanni noch etwas recht Liebes getan. Gerade als sie ein Jahr lang eine glückliche Hausfrau gewesen, legte sie ihr die kleine Aenni in die Arme und sagte, ehe sie ihre lieben Augen für immer zumachte: „Da hast du nun wieder ein Kleinwinziges zum Beidirbehalten, Liebhaben und Erziehen.“

Und da war Mutter Nanni auf einmal eine Großmutter und wiegte mit Tränen und Herzeleid ihr erstes Enkelkind. — Aber weil Mutter Nannis Zauberspruch: Mut und Gottvertrauen, nichts von seiner Wunderkraft eingebüßt hatte, fand sie bald ihr gütiges Lachen wieder, und als mit den Jahren vierundzwanzig Enkel kamen und um sie blühten, sah sie mit stolzen Augen auf diesen neuen Gottessegen und war die heiterste und gütigste aller Großmütter.

Jetzt weiß er's

Erzherzog Franz Karl von Oesterreich betrat bei einem seiner Spaziergänge im Schloßpark einmal einen Rasen. Sofort stürzte ein Wachmann, der ihn nicht kannte, auf ihn zu und erklärte ihm, daß das Betreten des Rasens verboten sei. „I geh ja schon 'nunter“, beschwichtigte ihn der Erzherzog. Einige Augenblicke später pflückte er eine Blume von den Rabatten, die am Wege standen. Wieder erschien der Wachmann, diesmal aber wütend, und erklärte: „Marsch, jetzt gehst mit!“ Er packte ihn dabei derb am Arm. Der Erzherzog blieb gleichmütig. „So geh i halt mit!“ erklärte er. Und tatsächlich führte ihn der Wachman zur Polizei. Dort bekam man keinen schlechten Schreck, als man den Wachmann mit dem Erzherzog ankommen sah. Sofort stürzte ein Offizier herbei und stieß den Wachmann recht unsanft beiseite. Da aber stellte sich der Erzherzog schützend vor ihn hin und erklärte, daß dem Mann nichts geschehen dürfe, da er ja nur seine Pflicht getan habe. Er schloß mit den Worten: „So, jetzt weiß ich doch, wie einem ist, wenn er eing'sperrt werden soll.“

Spätherbst

Nun sind des Sommers Farben verglüht,
Verblutet in rauschenden Strömen,
Und über der kahlen Ebene Raum
Graufeuchte Nebel sich dehnen.
In sterbenden Wäldern zittert am Weg
Ein verlorenes Sonnenglänzen,
Welksüßer Duft von der Heide weht
Wie ein Hauch von Totenkränzen.
Da ist der Herbst, der mir alles nahm,
Mein Träumen und Lachen und Lieben;
Von sommerseliger Blütenpracht
Ist ein welker Strauß mir geblieben.
Nun steh' ich allein und starre hinaus
In schluchzendem Sonnensehnen,
Und aus dem düsteren Wolkenzug
Rinnt es wie zitternde Tränen.
Der Herbstwind weht mit schaurigem Hauch
Durch verlassene Sonnenräume
Und treibt verdorrtes, raschelndes Laub
Auf das Grab meiner versunkenen Träume.

Th. F. i. M.

Die Kunst, seinen Mann zu begrüßen

„Haben Sie schon jemals darüber nachgedacht, wie Sie Ihren Mann begrüßen, wenn er abends heimkehrt?“ Diese Frage richtet eine lebenserfahrene Frau in einer englischen Zeitschrift an ihre Schwestern, und sie rät ihnen, diesem scheinbar so unbedeutenden Vorgang Aufmerksamkeit zu widmen, weil davon zu nicht geringem Teil das Glück der Ehe abhängt.

„Stellt Euch nur die Sache richtig vor!“ schreibt sie. Der Mann kommt abends heim, ermüdet von des Tages Arbeit, und nun nehme man an: die Wohnung ist dunkel, niemand bewillkommnet ihn, die Frau ist ausgegangen; und er muß auf das Essen warten, bis sie etwas kalten Aufschnitt mit nach Hause bringt. Wie anders ist das Bild, wenn dem Heimkehrenden, sobald sein Schlüssel in der Haustür klirrt, die Kinder entgegeneilen, wenn die Gattin ihn mit freudestrahlenden Augen begrüßt, und das Heim hell und sauber ihn anlacht, der freundlich gedeckte Tisch seiner hart. Ist das nicht ein Unterschied? Und nun denke man: Der Mann hat den Tag über seine Nervenkraft aufbieten müssen, um sich im schweren Kampf ums Dasein zu behaupten. Er ist abgespannt und schlecht gelaunt. Kaum ist er in sein Haus getreten, da jammert ihm die Frau alles mögliche vor über die Unerzogenheit der Kinder, über die große Fleischrechnung, über den kleinen Aerger, den sie am Tage gehabt hat. Muß ihm da nicht die Galle überlaufen? Wie rasch aber beruhigen sich seine gepeinigten Nerven, wenn ihn Friede und Freude, Ruhe und Behagen in seinen vier Wänden umfängt, wenn die Frau ihn mit Liebe umgibt und ihn durch fröhliche Dinge erheitert. So wird die abendliche Begrüßung durch die Frau für so manchen Ehemann das entscheidende Erlebnis, das ihn entweder an sein Heim fesselt oder aus diesem vertreibt.

Was dem Manne recht ist, ist der Frau billig. Auch der heimkehrende Gatte soll freundlich und liebevoll sein, denn auch sein Weib hat im Haushalt viele Mühen und Plagen und fordert Verständnis für ihre harte Arbeit. So ist die Kunst der Begrüßung zwischen den Ehegatten ein Kapitel, das wohl beachtet und studiert sein will.“

„Arme werdet ihr immer unter euch haben“

Auch heute, im Morgenrot der Brüderlichkeit, ist die Armut noch nicht ausgestorben; vielfach muß man noch mehr mit ihr rechnen und eifrigst trachten, daß sie gemildert wird, so wie es unter guten Menschen immer ehrwürdiger Brauch war.

Gottes gütige Vorsehung hat fast jede Familie mit Hausarmen versorgt, die in keiner anderen Beziehung zu ihr stehen.

Da war einmal eine Kinderfrau im Hause. Es war ja begreiflich, daß sie eines Tages um ihren Abschied bat, um sich in weiter Ferne selbst ihr Heim zu bauen. Aber ihr glückte es nicht. Jahre vergingen, da stand sie eines Tages mit den traurigen Augen der sorgenvollen Mutter, von vier Kindern begleitet, zaghaft an der Wohnungstüre.—„Kinder, nun haben wir eine heilige Pflicht,“ sagte der Hausvater und dann halfen alle zusammen, um die arme Frau und ihren Kindern ihr bitteres Los zu erleichtern. Als die heilige Weihnacht kam und alle sich in feierlicher Erwartung in die gute Stube zur Bescherung begeben wollten, da hielt der Vater zuerst eine Anrede an die Kinder, in der er sie vorbereitete, daß manches schmäler ausgefallen sei, als sonst, der Christbaum kleiner, die Geschenke weniger, und doch hätte die Familie allen Grund zu höherer Freude, denn zur selben Stunde schritten auch die arme Frau und ihre Kinder zum Christbaum und zu den Geschenken, die er ihnen als den Armen der Familie in aller Namen gegeben habe. Da war zur Weihnachtsfreude auch der Freude edelste Gestalt, die Freude des guten Werkes an den Armen, hinzugekommen.

Am. 19. November jeden Jahres werden wir an Elisabeth, die gütige Landgräfin von Thüringen, erinnert, deren kostbarster Familienschatz die Armen ihres Landes waren, denen sie hilfreiche Landesmutter war. Ihre Art soll in der deutschen Familie für alle Zeiten heimisch bleiben.

Früher hat man gemeint: Wohltun trägt Zinsen, und die Hausarmen galten als wertvolles Anlagekapital.

Vielleicht müssen noch viel mehr Menschen erfahren, daß an Wucherzinsen der Fluch der Fried- und Freudlosigkeit klebt. — Arme Welt von heute! Willst du deinen Kindern den Reichtum der Lebensfreude mitgeben, dann halt deine Türe offen für die Armen und führ sie als kostbaren Nachlaß in deinem letzten Willen an!

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 46 Sonntag, den 16. November Jahrgang 1930

Wo ist das Glück?

Vom hl. Norbertus, dem Stifter des Prämonstratenserordens, ist das folgende Wort überliefert: „Ich war am Hofe; ich lebte im Kloster; ich stand in hohen Ehrenämtern der Kirche, und ich habe überall gelernt, daß es nichts Besseres gebe, als sich ganz an Gott halten.“ Norbertus hat an sich die Erfahrung gemacht, daß nur der das Glück und die Ruhe der Seele finden kann, der sein Herz ganz und ungeteilt Gott schenkt, der es nicht teilt zwischen Gott und Welt, Gott und dem Mammon. Den Versuch hatte er gemacht; denn er hatte sich durch die niederen Weihen in den geistlichen Stand aufnehmen lassen, führte aber das Leben eines Weltmannes, bis der Blitz vor ihm einschlug, und er, aus der Betäubung erwachend, die Paulusfrage stellte: „Herr, was willst du, daß ich tue?“ Da ward ihm die Antwort: „Meide das Böse, tue das Gute! Suche den Frieden und wende dahin allein dein Tun!“ Und von da an entsagte er den falschen Göttern und hielt er sich ganz an Gott, von da an hatte er den Frieden der Seele.

Wo suchen denn die Menschen das Glück und den Frieden? Die einen suchen das Glück bei Ruhm und Ehre. Nur nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehören, nach denen keiner fragt und die keiner beachtet; nur etwas gelten, etwas zu sagen haben, daß die andern aufhorchen, staunen, mit Bewunderung oder wenigstens mit Neid einander erzählen, das, meinen manche, mache sie glücklich. Aber Ruhm und Ruhe, Ehre und Frieden wohnen selten in demselben Hause beisammen. Michelangelo, der berühmteste Künstler der Weltgeschichte, der als Baumeister, Maler und Bildhauer unübertroffen ist und sogar als Dichter einen Namen hat, sagte als Greis: „Den Frieden fand ich nicht bei Stein und Farben.“

Andere sehen das Wesentliche des Lebens in Lust und Genuß; sie meinen, sie müßten an jedem Tag so viel Lust genießen, als sich nur herausschlagen läßt, und der Tag, an dem sie den Genuß versäumt, sei verloren. Sie sprechen mit den Toren in der Heiligen Schrift: „Laßt uns das Gute genießen, solange wir jung sind. Köstlichen Wein und Salben in Fülle wollen wir gebrauchen, und nicht soll uns entgehen die Blüte der Zeit. Mit Rosen wollen wir uns bekränzen, ehe sie verwelken. Keine Wiese soll sein, die unserer Lust entkommt“ (Weish. 2, 6—8). Es ist der Geist, aus dem heraus Voltaire im Jahre 1772 an Friedrich den Großen schrieb: „Man muß genießen, alles andere ist Narrheit.“ Aber darin findet das Menschenherz den Frieden nicht. „Von Vergnügen zu Vergnügen rastlos eilen hin und her, ist ein eitles Selbstbetrügen, aber kein Vergnügen mehr.“ Schopenhauer sagt: „Es gibt keinen verkehrteren Weg zum Glück als das Leben in Saus und Braus.“ Und der Freiheitsdichter Ernst Moritz Arndt hat das Wort gesprochen: „Nach Vergnügen rennt, wer keine Freude kennt.“ Das unsterbliche Beispiel dafür ist der hl. Augustinus, der die Erfahrung seines Lebens in das Wort zusammengefaßt hat: „Du hast uns für dich erschaffen, o Gott, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir.“

Wieder andere gibt es, die sehen im Reichsein den Inbegriff des Glückes; je reicher, meinen sie, desto glücklicher. Aber Geld und Glück sind selten Hausgenossen. Gar oft wächst mit dem Besitz nicht der Friede, sondern die Sorge und der Hunger nach immer größerem Besitz. Der Mammon gibt nicht die Ruhe der Seele, er nimmt sie vielmehr gar oft. Ein reicher Herr und ein armer Handwerker wohnten einander gegenüber. Während aber der Reiche in der Sorge um sein Geld nicht schlafen konnte, hörte er, daß der Arme mit seiner Schar Kinder immer guter Dinge sei und des Nachts so fest schlief, daß ihn sein Weib am Morgen zur Arbeit wecken mußte. Da sagte der Reiche zu sich: „Ich will diesen Mann zum Genossen meiner Sorgen machen.“ Und er stand in der Nacht auf, ging an die Tür des Armen, die nie verschlossen war, und hängte an die innere Seite einen mit Gold gefüllten Beutel. Als der Mann am anderen Morgen zur Arbeit wollte, fand er das Geld. Jetzt wollte er nicht mehr zur Arbeit gehen; er fürchtete, der Schatz könne ihm unterdessen gestohlen werden. Dann überlegte er sich, wie er es anstellen solle, um vor seinem Weibe und seinen Nachbarn den Fund zu verheimlichen, und er versteckte ihn ins Bett, legte sich hinein und stellte sich krank, um das Bett nicht verlassen und seinen Schatz nicht gefährden zu müssen. Griesgrämig und mürrisch lag er im Bett, und kein frohes Lied erklang im Haus, seitdem das Geld hineingekommen war. Nach einigen Tagen kam der reiche Nachbar und fragte nach dem Handwerksmann. „Er ist krank“, sagte sein Weib. „Ich weiß es,“ sagte der Reiche, „und ich bin gekommen, ihn zu heilen.“ Und er ging hin und flüsterte ihm heimlich ins Ohr: „Gib mir das Geld zurück, das du an deiner Tür gefunden hast, sonst werde ich noch Ursache, daß du dich erhängst“. Dieser gab es zurück, und von der Stunde an war er wieder gesund, im Haus klangen wieder frohe Lieder, und in der nächsten Nacht fand der Mann zum ersten Mal wieder den Schlaf, und er schlief so fest, daß ihn die Frau am nächsten Morgen fast nicht wach brachte.

— Ein reicher Patrizier in einer kleinen deutschen Reichsstadt hatte die seltsame Laune, mit einer grünen Nuß auf dem Markt unter das Volk zu treten. Er hielt die Nuß in die Höhe und sprach: „Hier zeige ich euch drei verschiedene Zustände des Menschen. Die grüne Decke dieser Nuß taugt zu nichts; sie bedeutet die bettelhafte Dürftigkeit.“ Er löste die Decke ab und zeigte die Schale mit den Worten: „Dieser zweite Teil taugt höchstens zum Garnauswickeln; er bedeutet die liebe Armut, die mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdient. Der dritte und beste Teil ist der süße Inhalt; der bedeutet den Reichtum.“ Und er biß die Schale auf. Aber die Nuß war taub. Da lachten die Leute und riefen: „Du hast die Wahrheit gesprochen, ohne es zu wissen.“ — Siehe zu, daß du dein Glück nicht suchst bei der tauben Nuß des Reichtums; wenn du glücklich werden willst, dann halte dich mit ganzem und ungeteiltem Herzen an Gott.

* Eine Probe aus „Der Sonntag der Seele“ von Leo Wolpert. Verlag: Herder, Freiburg i. Br.

Mut

Mags blitzen und krachen,
Mit Höllengewalt
Umdräun unsern Nachen
Bald heiß und bald kalt,
Mag Berge zersplittern
Der Odem der Zeit —
Wir kennen kein Zittern,
Wir sind vor Gewittern
Und Stürmen gefeit.

Mit uns ist der Heiland,
Er winkt und es ruht
Ein rettendes Eiland
Auf kochender Flut.
Er winkt und es halten,
Im Rollen versteint,
Die Wogengewalten
Wie Felsengestalten,
Und Friede erscheint.

Und mag er auch säumen
Und schlummern im Kahn,
Wenn bergehoch schäumen
Die Wellen heran,
Noch ist uns geblieben
Als Trost in der Not
Sein Wort, dran zerstieben
— So steht es geschrieben —
Die Hölle, der Tod!

Franz Eichert.

Brave Leute

Deutsch von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten.)

Da die Seidenraupen in diesem Jahre nicht geraten waren, so war die gute Madame Peyrolles zufällig recht schlechter Laune und Herr Peyrolles ließ sie ruhig ihre Klagen fortsetzen, ohne allzu viel dagegen zu reden.

„Zehn Pfund Kokons," seufzte Madame Peyrolles, „nicht einmal das Geld für die Auslagen: kauf dir doch damit einen Schal!"

„Was willst du Ambroisine? Du wirst ihn dir eben im nächsten Jahre kaufen. Zwölf Monate sind schnell vorüber."

„Im nächsten Jahr? Ja, wer hat das gesehen? Wer weiß, ob ich das erlebe? Sicher ist auf jeden Fall, daß ich den Schal in diesem Jahr nicht haben werde. Ich kann auch singen: Es seufzt mein Herz ... Und doch hatte ich auf diesen Schal so stark gerechnet!"

Madame Peyrolles schwieg, und Herr Peyrolles, welcher glaubte, sie hätte sich beruhigt, nahm seine Gartenschere vom Nagel, in der Absicht, einen Gang durch den Garten zu machen. Doch Madame Peyrolles hielt ihn zurück: „Laß doch die Bäume in Ruhe; du wirst morgen noch Zeit genug haben, sie zu beschneiden. Früher trug das alte Spalier jedes Jahr Früchte ohne daß man sich darum kümmerte. Doch seit der große Gelehrte aus Paris nach Canteperdrix gekommen ist, und euch im Klub diesen „berühmten" Vortrag gehalten hat, seit Ihr Euch auf die „Revue für Gartenbau und Baumkultur" abonniert habt, schneidest du mit deinen Methoden und Geschichten, deinen Propfreisern, deinen Holzknospen und Fruchtknospen fortwährend an den Bäumen, ... und ich weiß nicht, die Birnen schmecken gar nicht mehr!"

Von dieser Philippika gekränkt, deren Richtigkeit er übrigens nicht anzuzweifeln konnte, ließ Herr Peyrolles die Gartenschere hängen, während Madame Peyrolles zu dem Gegenstande ihrer Sorgen zurückkehrte.

„Soviel Mühe? Und wofür? Für nichts. Seit zwei Monaten mühten wir uns, Tag und Nacht auf den Beinen; mit Scholastika ab, der ich versprochen hatte, meinen Schal zu schenken, wenn ich meinen neuen haben würde, nun wird sie sich im nächsten Winter zur Frühmesse mit ihrer alten Mantille begnügen müssen ... Zunächst die erste Unannehmlichkeit. Die Seidenraupen hatten sich zu sehr mit dem Auskriechen beeilt, um eine Woche waren sie zu früh gekommen ohne zu warten, daß das Grün auf den Maulbeerbäumen sich zeigte; wir mußten daher jeden Morgen für ihre Nahrung, wie zwei Zigeunerinnen, an den Gräben Brombeerblätter sammeln. Mir tun noch die Finger davon weh ... Dann nach ihrem zweiten Schlummer, als sie plötzlich traurig geworden sind, wer ist da auf die Gefahr, herunterzustürzen, auf die Felsen der Wälle geklettert, um Lavendel und Majoran zu pflücken, die zum Räuchern notwendig sind? ... Und noch so viele andere Unannehmlichkeiten! ... Endlich ging alles gut. Auf Etageren aufgestellt, warteten meine fünfzig Hüttchen aus Heidekraut nur noch auf den Kokons. Meine Seidenraupen hatten ausgeschlafen; rot wie Gold angeschwollen, durchsichtig und förmlich Seide schwitzend, so lagen sie da. Schon kletterten sie an den Reisern hinauf, die Tapfersten spannen schon, und befestigten ihren Faden rechts und links, als der Sturm losbrach. Nun sah ich beim ersten Donnerschlag die armen Tiere herunterklettern und auf dem Boden sterben ... Ein Unglück! Scholastika weinte, und ich hatte Lust, dasselbe zu tun."

Bewegt nahm Herr Peyrolles, um sich Mut zu machen, eine doppelte Prise aus seiner Schildplattdose, welche furchtbar knarrte, und einige Augenblicke sahen sich Madame Peyrolles und er schweigend an.

Herr und Madame Peyrolles — oder wie man sie mit liebevoller Vertraulichkeit gewöhnlich in der Gegend nannte — Herr Vitrice und Madame Ambroisine, waren Leute aus der alten Zeit im wahren Sinne des Wortes. Gesund und munter, obwohl schon sehr alt, lebten sie von kleinen Renten, die früher hinreichten, um ein Vermögen zu bilden. Im Grunde waren sie arm, doch das bemerkten sie nicht und waren gealtert, ohne sich die Bedürfnisse der neuen Gesellschaft zu eigen zu machen. Sie lebten, wie man eben vor 50 Jahren lebte, glücklich und zufrieden in ihrem Häuschen auf dem Marktplatze, wo die nach und nach ausgebleichten Möbel, die langsam stumpf gewordenen Spiegel für sie die fleckenlose Frische behielten. Nur in jedem April „machte" Madame Ambroisine in einer hohen geweißten Kammer, die man für die Seidenraupenzucht hergerichtet, ein bis zwei Unzen Seidenraupen, und wenn die Zucht anschlug, so gestattete ihnen das, sich einige Erleichterungen zu schaffen. Die Seidenraupenzucht wird in Canteperdrix als künstlerische Arbeit betrachtet, und das arme und zurückgebliebene Bürgertum dieser Gegend verschafft sich so auf diese Weise, ohne daß es glaubt, dadurch seiner Würde etwas zu vergeben, einen bescheidenen Zuschuß.

Doch leider waren die Seidenraupen der Madame Ambroisine dieses Jahr so gar nicht geraten.

Plötzlich klärte sich das gute, sorgenvolle Gesicht des Herrn Vitrice auf.

„Nein! sind wir dumm! Ich kann ihn dir ja kaufen, deinen Schal ... Unsere Rente von Brame-Fain haben wir ja, seit wir die Erbschaft von dem armen Onkel gemacht, nie erhoben. Das sind jetzt zwei Jahre her, 150 Franks jährlich, das macht zusammen 300 Franks, ohne die Zinsen, gerade so viel, wie du mit deinen Kokons zu erzielen hofftest."

Darauf gerieten Herr und Frau Peyrolles in Verzückung! Wie kann man nur so vergeßlich sein! Dreihundert Franks! Das ist ja aber eine Summe! Und dieser Pächter, dieser Freden, dessen Gesicht sie nicht einmal zu sehen bekommen hatten!

Eine Woche hindurch sprachen Herr und Madame Peyrolles nur von der Reise. Denn es war nicht gerade bequem, die im Berge über dem Dorfe Entrepierres belegene Besitzung Brame-Fain zu erreichen, um somehr, da das Dorf Entrepierres selbst schon sehr hoch lag. Vier Stunden hinauf, vier Stunden hinunter, eine ganze Tagereise!

Sonntag war man bereit ... Eine Nachbarin hatte ihren Esel und der Bäcker seinen Wagen geliehen, auf dem sich Herr und Madame Peyrolles auf zwei ordentlich verschnürten Stühlen inmitten des Gepäcks und der von Scholastika angeschleppten Eßwaren, so gut es eben gehen wollte, einrichteten.

„Sie fahren gerade aus bis Entrepierres," sagte Scholastika, die die Gegend kannte, „in Entrepierres hört die Chaussee auf, doch jedermann wird ihnen den Fußpfad weisen, den Sie dann einschlagen müssen. Zum Frühstück spannen Sie auf halben Wege bei einer Quelle aus, die unter einer Eiche fließt. Dort lassen Sie den Wagen, weil es per Wagen nicht weitergeht und Madame wird auf den Esel steigen. Werden Sie denn den Esel auch satteln können? Ich habe den Sattel hinten in den Wagen gelegt!"

Nach vier Stunden Auffahrt, halb rollend, halb im Trab, genau nach dem Programm Scholastikas, kamen die Reisenden endlich durch Gestrüpp und Geröll vor dem einsamen Pachthof von Brame-Faim an.

„Das ist nicht besonders schön," sagte Madame Ambroisine und zog das Eselchen am Zügel, um die rötliche Hütte mit dem niedrigen Dach, aus dem ein dünner Rauch emporstieg, zu betrachten.

„Du lieber Gott!" meinte Madame Ambroisine, „für 150 Francs jährlich kann man kein Märchenschloß verlangen."

Mit Hilfe des Herrn Vitrice kletterte Madame Ambroisine von ihrem Grauen und beide traten näher, während der Esel ihnen folgte. Doch was sie sahen, was sie umgab, machte einen so elenden Eindruck auf sie, daß sie schon der Gedanke; Geld zu verlangen, in Verlegenheit brachte.

„Du wirst sprechen, Vitrice!"

„Es wäre vielleicht besser, wenn du es tätest, Ambroisine!"

Bei ihrem Eintritt ergriffen zwei zerlumpte Jungen, die in einem Strohhaufen spielten, die Flucht, während ihre Mutter, die eben im Begriff war, ihren alten Spinnrocken an einem Baumstamm aufzustellen, sich erhob.

„Sie haben sich verirrt? ... Sie wollten jedenfalls Pierre Ecrite besuchen ..., das liegt weiterunten neben der Quelle, an der hätten Sie vorbeigehen müssen ..."

Vitrice sah Ambroisine und Ambroisine sah Vitrice an. Trotzdem fehlte ihnen der Mut; sie ließen die Frau glauben, sie hätten sich verirrt und wollten Pierre Ecrite besuchen.

Die Spinnerin schien beruhigt und sagte: „Ich hatte zuerst geglaubt, Sie wären Herr und Frau Peyrolles, weil der Pachthof ihnen gehört und wir ihnen Geld schuldig sind."

Dann rief sie ihren Mann:

„Du kannst dich zeigen, Frederic, es sind nicht die, die wir fürchteten."

Frederic kam aus der Dachkammer, von den Kindern begleitet, deren furchtsame Augen leuchteten.

Er bot den Besuchern Milch — Wein hatte er nicht! — und Scheibenhonig, Nüsse und Aepfel.

„Das ist alles, was man hier findet, das Land ist so arm! Glücklicher Weise quält uns die neue Herrschaft nicht, wir sollen bezahlen; sonst könnten wir nur gleich den Schlüssel unter die Tür legen. Sehr gute Leute, die wir nie gesehen haben. Aber Sie müssen sie doch kennen, wenn Sie aus der Stadt sind?"

Ambroisine und Vitrice erklärten, daß sie die Peyrolles in der Tat ein bißchen kännten.

Indessen ging die Sonne unter und man mußte einen Entschluß fassen.

„Sprich," sagte Madame Ambroisine.

„Nein, sprich du!" flüsterte Herr Vitrice.

Sie sprachen aber beide nicht.

Als Madame Ambroisine wieder auf ihren Esel stieg, trat die Frau zu ihr und sagte:

„Sie könnten vielleicht eine kleine Kommission übernehmen, da Sie ja doch nach der Stadt zurückkommen. Es würde sich darum handeln, diesem braven Herrn und der braven Madame das in unserem Namen zu überbringen."

„Das da" war ein großer, magerer Hahn, der, an den Füßen festgebunden, heftig gegen die Abreise protestierte.

Man hing ihn an den Sattelhaken ... Und

abends, als die beiden Alten auf dem Wagen ihren Einzug in Canteperdrix hielten, sagten die Leute vor den Türen mit einem gewissen Neide:

„Da fahren Madame Ambroisine und Herr Vitrice, die sich eben in Brame-Fain ihre Rente geholt haben!"

Ehrlich währt am längsten

Ein lustiges Geschichtchen aus der Kriegszeit.

Von E. Trost.

Nachdruck verboten.

Schon Johannes Aventinus, der berühmte bayerische Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts, vermeldet uns, welch gewaltige Rolle gutes Essen und Trinken in Altbayern an allen weltlichen und kirchlichen Feiertagen spielte — und die bayerischen Bauern sind solchem Gebrauche stets treu geblieben. Darum war für sie die Kirchweihzeit auch von jeher das große Fest des Jahres, an dem man sich sowohl im Großbauernhofe, wie im kleinsten Gütleranwesen für Entbehrungen des Frühlings und Sommers durch eine wahre Ueberfülle an kulinarischen Genüssen reichlich zu entschädigen pflegte.

Wenn die weiß-rote Kirchweihfahne, der „Zachäus", im frischen Wind lustig vom Kirchturme weht, hebt allüberall ein großes Schweinemorden an, in jedem Hause wird ein Faß Bier angezapft, und im ganzen Dorfe riecht es nach Schweine- und Gänsebraten, nach frischen Würsten, nach Krapfen, Schmalzkücheln, ausgezogenen Kirchweihnudeln und all den sonstigen nahrhaften Gebäcken, welche die oberbayerischen Bäuerinnen so vorzüglich zu bereiten verstehen. So war es früher — und zwar seit Urgroßvatertagen — u. so ist es gottlob heute wieder — aber während des großen Krieges gab es einmal eine Zeit, wo das kunst- und brauchgerechte Feiern des Kirchweihtages auf erhebliche Schwierigkeiten stieß. Das war damals, als die bayerischen Bauern sämtliche Nahrungsmittel zur Versorgung der hungernden Städter abliefern mußten, als jeder Sack Korn oder Kartoffeln von der Behörde aufgeschrieben und jedes geschlachtete Schweinlein bis zur letzten Schwanzspitze beschlagnahmt wurde. Die Moosrainerin von Höhenried, die während der Abwesenheit des im Felde stehenden Bauern ihren großen Hof ganz allein mit Hilfe von zwei Mägden und der alten Großmutter bewirtschaftete, war eine ehrliche Frau und hatte immer brav und ordentlich alles abgeliefert, was der „Kommunalverband" von ihr verlangt hatte, obgleich es ihr mitunter recht hart angekommen war. Als aber eines schönen Tages vom Bezirksamt bekanntgegeben wurde, daß keinerlei Kirchweihschlachtungen stattfinden und keine Schweine zum eigenen Hausgebrauch gemästet werden dürften da begehrte die Moosrainerbäuerin denn doch ganz gewaltig auf. Drei Häuser weit konnte man ihr Gezeter hören. Sie schimpfte, daß man, wenn man den ganzen Sommer über hart schaffe, wohl noch eine bescheidene Kirchweihfreude verlangen könne, daß vier „Weiberleut", die Tag für Tag die gesamte schwere Männerarbeit verrichteten, auch einmal etwas Gutes essen möchten, daß dem Moosrainer ein Feldpostpaket mit einem Stück kalten Schweinsbraten darin auch gut täte, und daß ihr der ganze Kommunalverband samt Bezirksamt den Buckel herunterrutschen könnte. Dies und noch vieles andere äußerte die Moosrainerin — und nachdem sie genügend raisonniert hatte, meldete sie bei der nächsten Schweinzählung ein Ferkel zu wenig an und zog dieses unterschlagene „Fackerl" heimlich in ihrer Schlafkammer in einer umfangreichen Kiste auf.

Als es größer wurde, bereitete sie ihm ein sicheres Versteck im hintersten Winkel des Heustadels — und am Kirchweihsamstag wurde das inzwischen zu schöner Rundlichkeit gediehene „Fackerl" in aller Frühe heimlich abgestochen. Mit Unterstützung der Großmutter und der einen Magd schaffte die Moosrainerin das Schweinchen hernach in die Küche, um es dort kunstgerecht zu brühen und auszunehmen, während die andere Magd den Auftrag erhielt, sich vor dem Hause irgendwie zu betätigen und dabei aufzupassen, daß niemand Verdächtiges dem Hofe nahekomme. Aber gerade als die drei Frauen im besten Arbeiten waren, stürzte die Lisel-schreckensbleich in die Küche und schrie:

„Bäuerin — Bäuerin — der Kontrollör kommt mit zoa Schandarm!"

„Jesi marand — Joseph!"

Einen Augenblick lang war die Moosrainerin ganz starr vor Entsetzen — aber dann verschwand der Topf mit den Eingeweiden blitzschnell hinter dem Herd, ein zweiter mit dem Schweineblut wurde unter einem Reisighaufen versteckt, in den Trog mit dem heißen Brühwasser flogen etliche Pfannen, Tiegel und Milchschüsseln, und die Großmutter ergriff das Schweinchen bei den Beinen und rannte damit in die Schlafkammer. Als der Kontrolleur mit den beiden Gendarmen die Küche betrat, stand die Bäuerin mit ihren Mägden vor dem Trog und spülte eifrig Geschirr.

„Grüß Gott — wie gehts denn allweil, Moosrainerin?" grüßte der Kontrolleur.

„Ja mei — wias oan halt, gehn kann bei dene lausig'n Zeiten!"

„Ja so — hm — wo is denn nacha heut die Großmutter?"

„Oh mei — die is im Bett, die is krank!"

„Was d'net sagst! Was fehlt ihr denn nacha?"

„So viel Wehdam hat's halt überall!"

„No so was — da muß ich doch glei nachschaun'n bei ihr!" meinte der Kontrolleur und begab sich in die Schlafkammer. Dort lag die Moosrainer-Großmutter bis über die Ohren zugedeckt unter einem dicken, blauweiß karrierten Federbett — und auf die besorgte Frage des Kontrolleurs berichtete sie in weinerlichem Ton von ihrem Halsweh und dem bösen Reißen in Armen und Beinen.

„'S is halt a Kreuz bei dem kalten Herbstwetter, wann ma halt scho alt is!" schloß sie ihre ausführliche Krankengeschichte.

„No geh', Moosrainer-Mutter, mußt net gleich so verzweifelt tun. Du wirst do hoffentlich recht bald wieder g'sund werden!" tröstete der Kontrolleur — und der eine Gendarm der inzwischen ebenfalls in die Schlafkammer gekommen war und unten am Fußende des Bettes lehnte; nickte dazu teilnehmend mit dem Kopfe. Plötzlich aber wurde seine Aufmerksamkeit von einem merkwürdigen, runden, rosigweißen Etwas, das fürwitzig unter dem gewürfelten Deckbett hervorlugte, gefesselt. Er schaute hin — blickte genauer — und meinte endlich: „Du Moosrainermutter — was hast denn du für sonderbare Füß'? Dös san ja welche wie auf der Abnormitätenschau am Oktoberfest z' Münch'n! Die mußt' mir scho genauer anschaug'n lassen!"

Damit hob er das Federbett ein wenig in die Höhe — und da kam denn nach und nach ein wohlgerundetes Schweinehinterbein, ein Schwänzlein und schließlich das ganze gutgenährte, sauber gewaschene und geputzte Borstentierchen zum Vorschein, das Seite an Seite mit der alten Moosrainerin im Bette lag. —

Mit einem Riesensatz sprang die Großmutter von ihrem Lager und war im Augenblick kerngesund und munter. Auch ihr Mundwerk funktionierte wieder vorzüglich — aber was sie den Gendarmen alles nachrief, als diese mit ihrem „schwarzgeschlachteten Fackerl" abzogen, soll hier lieber nicht wiedergegeben werden. —

Das Nest leert sich

Zwei Steinwürfe weit von Pernies Haus, auf der andern Seite der Straße, stand ein Häuslein, nicht viel größer als das von Frau Rix, das war leer geworden. Wenn Nanni morgens früh die Haustür aufmachte, schien gerade die Morgensonne darauf; die winzigen Scheiben der beiden Fenster blinzelten zu ihr hin, das war wie ein lustiges Winken, und die schneeweiß getünchte Hauswand grüßte zwischen dem Laub der Apfel- und Kirschbäume heraus und schien auch zu blinzeln und zu locken.

Ammi hatte ihre eigenen Gedanken von der Sache, und Peter mußte genau dieselben haben, denn eines Abends im Dämmern standen sie beide Hand in Hand vor Mutter Nanni und sagten, sie wollten Hochzeit machen, und Gasdorfs Häuschen sei gerade groß genug für sie.

Mutter Nanni war kein bißchen erstaunt; sie fand das Vorhaben der beiden vernünftig und rüstete mit zur Hochzeit.

Die Trauung war im Leininger Kirchlein, und das Glöcklein bimmelte genau so froh wie drei Wochen vorher, als der reiche Müller aus dem Baybachtal mit seiner Braut den Kirchweg ging.

Es war kein vornehmer und langer Brautzug, doch Ammi sah gut aus im schwarzen Tuchrock mit dem gestrickten Jäckchen und den flatternden Bändern der Seidenschürze, und Peter schritt im langen, schwarzen Hochzeitsrock wie einer, der nur noch ein kleines Endchen hat, bis er Großbauer ist. Alle Hochzeitsleute trugen Lorbeersträuße mit goldschaumüberzogenen Blättern am Mieder oder am Hut. Burschen schossen aus Pistolen und schrien und jauchzten ihre Freude in die Welt hinaus.

Einen Hochzeitsschmaus gab es nicht, wohl aber einen süßen Kaffee mit Zimtkuchen.

Danach trugen die zwei das wenige in ihr Heim, was sie erspart hatten und was Mutter Nanni in ihrem Haushalt entbehren wollte und hergab.

Für die jüngsten von Mutter Nannis Kindern war Ammis Hochzeit und das Einrichten ihres Hausstandes ein wichtiges und herrliches Ereignis. Sie halfen nicht nur den Kuchen aufessen, sondern schleppten sich auch müde an den Dingen, die sie straßab in das Häuslein tragen durften, und gaben ihre wohlgemeinten Ratschläge, wohin jedes zu stellen, zu hängen, zu legen sei.

Es versteht sich von selbst, daß zwischen dem Hüttlein und Mutter Nannis Haus stets ein reger Verkehr war, der sich noch steigerte, als Ammi und Peter zwei pausbackige Mägdlein mit rötlichen Ringellocken auf und ab schicken konnten. War bei Pernies ein Fest oder große Wäsche, dann kam Ammi und sagte: „Ma-

* Aus: Mutter Nanni und ihre Kinder von Helene Pages. Verlag Herder u. Co., Freiburg im Breisgau.